

DAS MAGAZIN 18/2013 — Verängstigte Politiker



DER LETZTE UNZÄHMBARE

Warum sind Politiker heute so farblos? Warum sagt keiner, was er denkt, warum tut keiner, was er für richtig hält? «Weil die Medien durchdrehen.» Ein Gespräch mit Martin Vollenwyder über die Angst vor Fehlern, den Hygieneterror in den Städten und die Streitlust

Cover
Inhalt
Editorial
Daniel Binswanger
Max Küng
Michèle Roten

WIR SIND ALLE VERRÜCKT

Bin ich normal, wenn ich nur an Sex denke oder ans Essen? Ist Burnout eine Krankheit? Dieser Tage erscheint ein Buch, das alle psychischen Störungen katalogisiert.

VERÄNGSTIGTE POLITIKER

Der Zürcher Stadtrat Martin Vollenwyder ist einer der letzten bunten Hunde unter sonst grauen Mäusen. Einer, der sich nicht anpasst und nie zähmen liess. Nun tritt er ab.

WAS VOM FEST ÜBRIG BLEIBT

100 Millionen Besucher in 55 Tagen. Die Kumbh-Mela gilt als grösstes Fest der Welt. Wir fahren hin, als alle wieder nach Hause zurückkehrten.

KÜSSEN KANN MAN NICHT ALLEIN

Warum küssen wir? Und: Kann man es lernen? Ein Gespräch zum verspäteten Frühlingsbeginn mit dem französischen Philosophen Alexandre Lacroix

Thomas Held
Hans Ulrich Obrist
Tag im Leben
Impressum

der Frauen

Text MATHIAS NINCK

Bild CHRISTIAN GRUND

Elf Jahre war Martin Vollenwyder Stadtrat von Zürich, er hat sich nicht verbiegen lassen in seiner Zeit als Berufspolitiker. Er ist ein Haudegen, ein vergnügter Draufgänger. Aber er schaut gleichzeitig mit Sorgen auf das, was derzeit geschieht mit der Politik. Sie wird beschädigt, und zwar drastisch. Vor allem von den Medien. Jede noch so lächerliche Verfehlung eines Amtsträgers wird skandalisiert – mit verheerenden Wirkungen. Die übertriebene Sensibilität in Fragen der Rechtschaffenheit führt gemäss Vollenwyder dazu, dass in der Politik am Ende keine Menschen mehr arbeiten, sondern fleckenlose Wesen. Wesen, denen der Mut abgeht, etwas zu tun. Vollenwyder redet an gegen die Wucherungen aus Moral und Vorwurf und dagegen, dass Politik nur Schadensbegrenzung ist, Demokratie nur Protestaktion.

Martin Vollenwyder wird 60 dieses Jahr. Er hat 40 Jahre lang Politik gemacht, 26 davon in Parlament und Regierung. Er ist in Zürich-Enge aufgewachsen, Sohn eines berühmten Organisten, kam in der Jungen Kirche auf den Geschmack des Gemeinsinns, sass im Zürcher Gemeinderat, wurde Parteipräsident der Zürcher FDP, Kantonsrat, ab 2002 war er Finanzvorsteher der Stadt Zürich. Allen Katastrophenpredigern zum Trotz übergibt er sein Amt entspannt, die Stadt Zürich, mit einem Budget von 8,5 Milliarden Franken und 25 000 Angestellten, hat ein reissfestes Polster, 700 Millionen Franken Eigenkapital. Dass Vollenwyder das trotz Finanzkrise und gewaltigen Steuerausfällen der Banken geschafft hat, ist sein grösster Erfolg.

Der Blick durchs Fenster geht hinaus auf eine blühende Stadtlandschaft. Auf das Rot und Honigbraun und Weiss der Dächer und das dezente Grün der Bäume, die es überall hat zwischen den Häusern, über die Quartiere Enge und Wollishofen hinweg in die Ferne bis zum Prachtpanorama der Glarner Alpen. Es ist ein Eckbüro mit einem umwerfenden Ausblick, im sechsten Stock des städtischen Verwaltungshochhauses Werd, an den Wänden aufgereiht stehen viele aluminiumgraue Behälter, die schwarze Nummern tragen, 46, 93, 12 – städtische Schredder. In zehn Tagen zieht in diesem Büro ein Neuer ein, alles muss weg. Martin Vollenwyder geht, und mit ihm geht das Papier. Ab in den Reisswolf mit der ganzen Politik. Martin Vollenwyder ist ein gut gelaunter Mensch, die blaugrauen Augen in seinem üppigen Gesicht sind dauernd in Bewegung, er ist leutselig, hat etwas Verschmitztes, er kann sich richtig aufregen, etwa über die billige Staatsverächtlichkeit der SVP, überhaupt über das Miesmacherische auf dieser Welt. Vor ein paar Wochen hat Vollenwyder zum zweiten Mal geheiratet, aus erster Ehe hat er drei erwachsene Töchter. Das Magazin — Glückwunsch!
Martin Vollenwyder — Danke.
Warum haben Sie erst jetzt geheiratet?
Wir wollten nicht, dass unsere Hochzeit kommentiert wird. Wenn

die Öffentlichkeit hineinspielt, und das tut sie bei Politikern immer, kommt es ja sofort drauf an, wer eingeladen ist und wer welches

Glas Weisswein bezahlt hat. Dieses Tamtam ist lästig. Darum erst jetzt, wo ich abtrete, und eher diskret.

Sie mussten zurücktreten, um heiraten zu können?

Es hat jetzt gepasst. Beim zweiten Mal heiraten macht man es ohnehin anders. Ich habe zuerst jahrelang geschaut, ob es geht.

Ihre Frau erzählte mir, wie sie Ihnen gegenüber kürzlich spottete: Jetzt hast du dann nur noch mich als Zuhörerin. Wird Ihnen der Bedeutungsverlust wehtun?

Ich behaupte jetzt mal: Nein. Was wehtun wird, ist der Wegfall der Tagesstruktur und des Teams. Ich bin kein Einzelkämpfer, und der Beruf ist schon eine Art Heimat geworden. Meine Leute werde ich vermissen, garantiert.

Warum wissen Sie schon jetzt, dass der Bedeutungsverlust nicht schmerzt?

Ich bin gut geerdet. Daran wird sich auch nach meinem Rücktritt nichts ändern. Und ich habe Dinge erlebt, die mir gezeigt haben, was im Leben wirklich zählt, und das ist sicher nicht die Bedeutung, die man als Stadtrat hat. Meine jüngste Tochter lag als Kind im Koma nach einem Zeckenbiss, meine Frau hatte eine schwere Hirnblutung vor vierzehn Jahren. Da verliert dann die Frage, ob ein Trottoir abgeschrägt werden soll, jede Bedeutung. Beide haben sich übrigens vollständig erholt. Zudem gefällt mir die Vorstellung, nicht mehr jeden Tag mit dem Risiko zu leben, dass die Zeitungen etwas über einen schreiben, das man selber nicht einmal weiss.

Sie werden 60. Schwingt mit zunehmendem Alter auch die Angst mit, nicht mehr zu genügen?

Ja. Man wird langsamer, man beginnt, von früher zu träumen, wo alles besser war. Ich sagte kürzlich zu meiner Frau: Du, gell, mit 70 fällt die Guillotine. Da gehe ich dann nur noch Schiff fahren und lese Bücher. Nichts mehr, wo ich Verantwortung tragen muss, keine Mandate mehr in Stiftungsräten.

Im Alter nehmen doch Weisheit und Gelassenheit zu.

Die meisten werden nicht weiser im Alter, leider. Das Gegenteil ist häufiger, die Menschen können sich im Alter nicht eingestehen, dass die Spannkraft nachlässt. Geistig und körperlich. Den Wettlauf der Alten mit den Jungen finde ich bireweich.

Junge Politiker wollen die Welt verändern. Dann werden sie gewählt, verbringen ihre besten Jahre in dem Amt und nutzen es am Ende noch als Plattform, um sich und anderen Bedeutung vorzuspielen. Stimmts?

Ich habe Mühe mit solchen Kategorisierungen. In Einzelfällen mag das stimmen. Wenn ein Alt-Bundesrat zurückkehrt in den Nationalrat – da liegt es vielleicht nahe, so etwas zu denken.

Sie waren in den letzten zwanzig Jahren keinen Abend zu Hause. Ist ein solches Leben einer Familie zumutbar?

Ich behaupte jetzt einmal, meine Töchter würden sagen, sie hätten mich nicht vermisst. Meistens habe ich am Samstagmorgen noch gearbeitet, am Mittag war ich dann zu Hause und habe mit ihnen etwas unternommen, bin schlitteln gegangen oder sonst etwas.

Aber klar zahlt man einen Preis für das Leben als Exekutivpolitiker.

Nämlich?

1. Nennen

Ich hatte keine Zeit für mich, ausser vielleicht in den Ferien. Also, dass ich einfach mal ein Buch gelesen hätte. Ein Buch zu lesen, das schaffe ich einfach nicht. Ich komme abends heim, und auf dem Weg ins Bett schlafe ich ein, bevor ich richtig in der Horizontalen bin.

Ihre Frau nimmt das klaglos hin?

Meine zweite Frau weiss, was es heisst, Politiker zu sein – sie ist selber Politikerin. Das berühmte «Warum kommst du erst jetzt?» gibt es bei ihr nicht.

Ist Politik als Beruf möglich für Alleinerziehende oder für jemanden, der sich die Arbeit der Kinderaufzucht mit dem Partner teilt?

Mit kleinen Kindern können Sie es vergessen. Mit schulpflichtigen Kindern ist es ein Krampf, den ich nicht empfehlen kann, mein Stadtratskollege Daniel Leupi hatte am Anfang schwer zu kämpfen. Ich sage mal: Ab vierzehn kann man es managen. Aber selbst Kathrin Martelli, deren Kinder schon gross waren, musste eine Haushälterin anstellen. Elmar Ledergerber ist wegen seinem halbwüchsigen Sohn zurückgetreten.

Als Ledergerber zurücktrat, sagte er: Mein Sohn braucht mich.

Haben Sie damals gedacht, was für ein Weichei?

Überhaupt nicht. Ich konnte ihn gut verstehen, er hatte immer eine sehr emotionale Bindung an seine Söhne. Sie hätten an der Verabschiedung dabei sein sollen! Sein Sohn hat dafür gedankt, dass der Vater zurücktritt – das hat mich beeindruckt und gerührt. Der Sohn hat jetzt die Matur gemacht, und die beiden haben ein tolles Verhältnis.

Ihr Parteikollege Baschi Dürr, der in der Basler Regierung sitzt, macht jede Woche einen halben Tag Hausarbeit daheim. Es scheint zu gehen, wenn man will.

Er ist keine hundert Tage im Amt. Vielleicht kriegt er es jetzt noch hin mit Müh und Not. Aber ich mache eine Wette: In zwei Jahren ist das vorbei. Vielleicht hilft er auch in Zukunft zu Hause und macht nicht weniger als heute, aber er wird es nicht mehr dann tun,

AS MAGAZIN

Home
Blog
Leserbriefe
Impressum

weil es Termine gibt, die nicht verhandelt sind. Und weil es Spannungen gibt, die man nicht wegbringt. Ich habe hier im obersten Kader des Finanzdepartements einen Mann mit einem kleinen Kind. Am Donnerstag ist unsere Sitzung, und am Donnerstag arbeitet seine Frau. Um fünf ist die Sitzung. Er muss das Kind um sechs Uhr aus der Krippe holen. Die gleichen Leute, die ständig von Work-Life-Balance reden, rümpfen die Nase und klagen, dass der Abteilungschef dann nicht da ist.

Sie waren Sekretär bei Robert A. Jeker von der Credit Suisse. Er sagte Ihnen: Die Arbeit bestimmt die Arbeitszeit, nicht die Arbeitszeit die Arbeit. Sie durften am Mittwochnachmittag mit Ihren Töchtern in die Badi. Nachts um elf haben Sie dann das Paper fertig geschrieben. Haben Sie das auch so gehalten, als Sie selber Chef waren?

Grundsätzlich schon. Mein Credo ist: Die Arbeit muss einfach gemacht sein. Mich interessiert nicht, ob jemand etwas nachmittags

um zwei erledigt oder morgens um drei. Ich laufe niemandem hinterher und schaue, ob er an seinem Pult sitzt. Ich will aber 24 Stunden vorher wissen, wenn er seinen Termin nicht einhalten kann. Anders ist das natürlich bei der Feuerwehr, da braucht es

strenge und unverrückbare Einsatzpläne.

Warum gibt es dann diese ganzen Stempeluhrer und das minutiöse Abrechnen jeder Viertelstunde?

Ich könnte gut damit leben, wenn nicht gestempelt würde. Man soll den Leuten Vertrauen schenken. Wenn jemand das Vertrauen missbraucht, hat man immer noch genug Zeit, um misstrauisch und fies zu sein und alles pingelig zu kontrollieren.

Sie haben als Banker zeitweise mehr als 400 000 Franken verdient im Jahr. Als Stadtrat verdienen Sie etwa halb so viel. Warum sind Sie Politiker geworden?

Ich bin nicht der Typ, der daheim vor der Glotze hockt und sagt, was man tun müsste. Ich mach es lieber selber. Ich bin überzeugt von unserer Staatsidee.

Bevor Sie der FDP beigetreten sind mit 21 Jahren, haben Sie ein richtiges Parteien-Casting veranstaltet.

Ich liess mir von jeder Partei die Unterlagen kommen.

Wer landete auf Rang zwei?

Der LdU. Und auf dem dritten Platz die SP.

Wenn man zum ersten Mal ins Parlament gewählt wird: Ist man da gespannt, welchen Sitzplatz man bekommt?

Der Sitzplatz spielt eine Rolle. Am Rand sitzen ist gut, weil man rauskann, hinten sitzen ist gut, weil man die Übersicht hat. Ich bekam meinen Platz einfach zugeteilt. Heute gibt es lange Diskussionen, wer wo sitzen darf.

Hans Magnus Enzensberger schreibt: «Der Eintritt in die Politik ist der Abschied vom Leben, der Kuss des Todes.»

Nicht auf Gemeindeebene. Nicht in Zürich, wo es darum geht, vielleicht mal ein Fussballstadion zu bauen. Wenn Sie sich aber beim Bund beispielsweise mit der Fatca-Regelung auseinandersetzen müssen, dem Foreign Account Tax Compliance Act, der die Erfassung der amerikanischen Steuerflüchtlinge in aller Welt bezweckt, wenn Sie sich monatelang mit den Leuten in Brüssel beraten, verhandeln und nachverhandeln, dann besteht schon die Gefahr der schwindenden Bodenhaftung. Also, dass Sie den Alltag der Leute aus den Augen verlieren. Ja, kann sein, vielleicht stirbt man da oben, in der dünnen Luft, langsam ab, wie

Enzensberger meint.

Vor zwanzig Jahren wollten viele Leute in die Politik. Bei Gemeinderatswahlen gab es sogenannte Vorwahlen, die Parteien wählten aus, wer es auf die Liste der Kandidaten schafft. Heute haben die Parteien allergrösste Mühe, überhaupt Leute zu finden, die ins Parlament wollen. Was ist passiert?

Das Ansehen der Politiker hat abgenommen, das Misstrauen ihnen gegenüber nimmt zu. Und die Bereitschaft der Medien, Politiker wegen kleinster Fehler zu verurteilen, ist enorm gross geworden. Das schreckt die Leute ab?

Eindeutig. Die Öffentlichkeit ist unerbittlich geworden. Jede läppische Verfehlung eines Politikers wird von den Medien mit

einem eigenartigen Eifer verfolgt und gebrandmarkt. Philipp Hildebrand wurde fertiggemacht, weil er angeblich einen Fehler gemacht hat. Na gut, er hat einen Fehler gemacht. Aber soll ein Mensch keinen Fehler machen dürfen? Was er geleistet hat, wie er die Nationalbank geführt hat, spielte überhaupt keine Rolle mehr. Auf den deutschen Bundespräsidenten Christian Wulff wurde wochenlang eingedroschen – wegen 400 Euro. Nationalrätin Jacqueline Badran musste eine Artikelserie über sich ergehen lassen und wurde schliesslich öffentlich aufgefordert, sich zu entschuldigen, weil sie in einer Bar geraucht hatte. Sie hatte geraucht! Die Art, wie die Medien heute in der Politik eine Fleckenlosigkeit einfordern, hat es noch nie gegeben.

Was stört Sie daran?

Mich stört die Selbstgerechtigkeit der Ankläger. Richtig schlimm ist aber, was die Medien mit ihrem Reinheitsterror in der Politik anrichten. Politiker verwenden mehr und mehr Energie darauf, keine Fehler zu machen. In dieser moralisch aufgebauchten Stimmung sind Politiker immer auf der Hut. Sie wägen jedes Wort ab. Am Ende entscheiden sie vor lauter Vorsicht gar nicht mehr.

Die Medien schlagen heute schneller drein als früher?

Der Wettkampf unter den Medien ist härter geworden. Alles ist schneller geworden. Der Journalist braucht Schlagzeilen, die Konkurrenz hat sie vielleicht schon, es fehlt die Zeit für die Analyse. Es fehlt schon die Zeit, die Fakten zu sammeln. Ich erlebe es in

Interviews, dass man mich fragt, was ein Budget ist.

Man fragt Sie: Herr Vollenwyder, was ist ein Budget?

Genau. Das sind nette, junge, gut ausgebildete Journalisten, aber ihnen fehlt die Zeit, das nachzulesen. Also fragen sie mich, was ein Budget ist. Bevor Sie hierherkamen, gab ich einem anderen Journalisten ein Interview. Er fing an mit dem Satz: Herr Vollenwyder, jetzt, wo die Finanzkrise vorbei ist ... Je weniger die Journalisten wissen, desto schneller sind sie bereit, ihr Gegenüber zu verurteilen.

Der Journalist muss verkürzen. Das war früher so, das ist heute so. Die Schlagzeilenjagd hat es immer gegeben.

Ich bleibe dabei: Die Bereitschaft, etwas im Kontext darzustellen, hat abgenommen. Und dieser Reinheitsterror ist neu – ich vermute, dahinter steht etwas Grösseres, ein gesellschaftlicher Wandel. Die Medien transportieren letztlich nur, was in der Gesellschaft los ist. Überall sehen wir ja, wie die Rigidität zunimmt. Das Sektiererische. Den Landeskirchen laufen die Leute davon, aber gleichzeitig trieft überall die Moral. Da wird einer verurteilt, weil er Fleisch isst, da einer, weil er Milch trinkt und keinen Alkohol. Autofahrer sind böse, Velofahrer sind gut. Auch bei der Hygiene zeigt sich der ganze Wahnsinn. In der Stadt Zürich bauen wir nicht einen Hort mit einem WC. Wir bauen eine WC-Anlage, an die ein Hort angeschlossen ist. Dieses Hygienestreben hat für mich ebenfalls pseudoreligiösen Charakter.

Wie meinen Sie das?

Nichts gegen Hygienemassnahmen. Aber man geht viel zu weit. Beim Restaurant Aux Carrés im Leutschenbach hat man bei der Bauabnahme gemerkt, dass der WC-Eingang zu nah am Tresen war. Theoretisch hätte ein Gast, der von der Toilette kommt, den Tresen

mit der Hand berühren können. «Bakterielle Pandemiegefahr» nennt man das im Fachjargon. Aber fahren Sie mal nach Italien, dort kann jeder in jedem Restaurant den Tresen berühren, oft steht zwischen Speisesaal und WC nur eine klapprige Türe. Oder es hängt ein Vorhang. Noch nie ist in Italien jemand erkrankt deswegen oder gestorben. Aber bei uns ist gleich die Hölle los. Im Restaurant Aux Carrés musste eine Wand eingebaut werden für 100 000 Franken.

Diese Wand symbolisiert unsere neue Religion.

Sie ärgern sich.

Hin und wieder werde ich wahnsinnig.

Warum tun Sie nichts dagegen?

Ich versuche es, aber es ist schwierig. Das Problem ist, wir haben heute Dienststellen und Ämter, die sich grundsätzlich ja schon mit wichtigen Themen beschäftigen. Aber sie haben ihre Aufgaben immer mehr erweitert, neue Probleme gesucht und gefunden – statt sich um die Grundprobleme zu kümmern.

Nennen Sie ein Beispiel!

Es gibt den Entwurf für eine neue Regelung. Darin wird verlangt, dass die Schiffe auf dem Zürichsee für jeden Passagier eine Rettungsweste mitführen. Zwar ist seit hundert Jahren noch kein grosses Schiffsunglück passiert, kein Kahn ist gesunken, aber man hat das neu als ein ernst zu nehmendes Problem definiert. Also müssen 700 Rettungswesten auf jedes Schiff. Aber wohin auf dem Schiff? Vorne, ganz unten im Bug, hat es Platz. Aber wie kommen die Passagiere an die Westen, wenn sie da unten liegen? Geht nur, wenn man es übt. Also müsste ein Zürichsee-Schiff jetzt eigentlich an jedem Steg eine kleine Übung durchführen, die Fahrt nach Rapperswil würde dann drei Tage dauern. Der Unsinn hört nie auf. Sie selber könnten ihn stoppen. Es ist doch die Aufgabe eines Exekutivpolitikers, die Leistung und Notwendigkeit seiner Ämter zu prüfen und gegebenenfalls auch mal eine Dienststelle aufzuheben.

Jetzt kommt Teil zwei der Geschichte. Wenn dann tatsächlich mal etwas passiert, wird das sofort skandalisiert. Der Politiker, der beschlossen hat, es brauche keine Westen auf dem Schiff, wird von den Medien zerfetzt.

Ist das jetzt nicht bloss ein krasses Einzelbeispiel?

Nehmen Sie den Buben, der in einer städtischen Krippe in Wollishofen mit einem Rutschauto umgefallen ist. Ein völlig normaler Vorgang, der jeden Tag passiert. Wie viele Löcher hatten Sie im Kopf als Bub?

Eines.

Gut. Ich hatte zwei. Gehört zum Bubendasein. Man fällt um, hat

ein Loch im Kopf. Aber da, in der Krippe, geht die Mutter zur Verwaltung und behauptet, die Leiter hätten ihre Aufsichtspflicht nicht erfüllt, und sie geht dann in die Medien mit der Geschichte. Die Medien greifen das auf. Und es gibt Druck, also braucht es künftig Helme für Rutschautos. Kein Politiker wird den Unsinn je infrage stellen, weil er bei einem nächsten Unfall die Schlagzeile riskiert: «XY war gegen Helmpflicht!» Seit die Leute nicht mehr in die Kirche gehen, verkraften sie keine Schicksalsschläge mehr.

Das Bedürfnis nach Sicherheit ist übersteigert, wie Sie sagen, und führt zu einer Blähung der Bürokratie. Früher haben sich für sieben

statt neun Stadträte starkgemacht. Warum sind Sie heute dagegen? Ich war früher dafür, weil ich auch dafür war, die Kompetenzen neu zu verteilen. Für mich hätte das bedeutet, dass man auch die Verwaltung neu organisiert. Ich fand und finde immer noch, dass vieles, was Stadträte tun, von Kaderleuten erledigt werden könnte, von den Departementssekretären zum Beispiel. Die allermeisten Geschäfte lassen sich mit gesundem Menschenverstand erledigen, das kann jeder Dienstchef.

Zum Beispiel?

Nehmen wir ein krasses Beispiel. Die Renovierung des Restaurants Bürgli in Wollishofen. Es hat dort eine Holzterasse vom unteren in den oberen Stock, die Feuerpolizei sagte, das geht nicht, Holzterassen sind nicht erlaubt. Die Denkmalpflege sagte, das Haus ist geschützt, die Terrasse darf nicht ersetzt werden. Die Feuerpolizei beschloss also, der obere Teil des Restaurants müsse dichtmachen. Die Sache landete dann bei mir. Eine solche Nichtigkeit muss von einem Stadtrat geklärt werden! Unfassbar. Ich sagte nur einen einzigen Satz: Der gesunde Menschenverstand lässt die Holzterasse zu. Ende der Diskussion. Man hat dann von unten her, wo es keiner sieht, die Tritte feuerverstärkt. Die Denkmalpflege willigte ein, dafür konnte das Terrassengeländer geschützt werden. So geht das den ganzen Tag. Lauter kleine Dinge, die jeder vernunftbegabte Mensch erledigen kann, landen auf meinem Pult. Ich unterschreibe und unterschreibe, grob gesagt, bin ich nur am Unterschreiben. Man könnte mir die goldene Unterschriftshand verleihen, und sie wäre nicht einmal unverdient.

Woher kommt das?

Es hat in den Neunzigerjahren angefangen, mit dem Aufstieg der SVP. Es ist eine Folge des übersteigerten Misstrauens gegen die «Classe politique». Damals wurde erfolgreich der Generalverdacht lanciert, dass jemand nur deshalb Stadtrat wird, weil er sich bereichern will. Das Verdachtsmuster ist inzwischen bei allen Parteien vorhanden. Also will man alles kontrollieren, und also muss alles, jedes kleine Detail, in den Stadtrat. Denn was im Stadtrat behandelt wird, ist dem Parlament leicht und schnell zugänglich. Das Parlament hat immer Angst, seine Kompetenz werde beschnitten.

Kontrolle von aussen ist nicht schlecht. Der ganze Missbrauch von Sozialhilfe in der Stadt Zürich wurde von der «Weltwoche» aufgedeckt. Die zuständige Stadträtin, Monika Stocker, wollte zurücktreten. Warum haben Sie Frau Stocker überredet zu bleiben?

Weil die Kritik rasch zur reinen Personenhatz wurde. Wir im Stadtrat fanden, Kritik ja, aber es kann nicht sein, dass das auf die Person zielt. Wir haben Einfluss genommen und versucht, die Kollegin zu stützen. Gleichzeitig versuchten wir, selbstkritisch die Lage zu analysieren. Die Kritik war nicht völlig falsch, sie war einfach total überzogen und zielte immer auf die Person.

Monika Stocker konnte damals nicht mehr angemessen reagieren.

Ist auch schwierig. Die Belastung für sie war enorm, die Verletzungen waren monströs. Auch Politiker sind nur Menschen. Monika Stocker kam ins Schleudern, körperlich und psychisch.

Viele Politiker wirken verkrampft im Umgang mit Medien, sie bauen einen Medienabwehrapparat um sich auf. Sie hinsetzen sind ganz

locker, jeder Journalist kann Sie auf dem Handy anrufen. Sie haben nicht mal einen Pressesprecher. Und es funktioniert. Ihr Rezept? Ich bin einfach nicht so ängstlich.

Wie war das damals, als Sie selber drankamen in einer Serie von Zeitungsartikeln, weil einer Ihrer Chefbeamten – mit Ihrem Einverständnis – sich selber einen Raum vermietet hatte für eine Freizeittätigkeit?

Es hat mich getroffen, klar. Das trifft einen, selbst wenn man eine dicke Haut hat. Ich habe die Sache, die sich in der städtischen

Unfallversicherung abspielte, damals unterschätzt. Ich bin dann im Parlament aufgestanden und habe gesagt: Ich habe einen Fehler gemacht, Entschuldigung. Das wurde akzeptiert. Die Geschichte fiel vollkommen in sich zusammen. Übrigens. Als Folge jener Affäre sitzen heute sieben Leute im Verwaltungsrat der Unfallversicherung – für dreizehn Angestellte.

In Sitzungen sagen Sie gerne: «Das machen wir jetzt so.» Oder: «Der gesunde Menschenverstand lässt das zu.» Die Feinheiten der Verwaltungsjuristen kümmern Sie eher weniger. Ist das Ihre Regierungsmethode?

Kann man sagen. Ich mag es, manchmal rasch – aus dem Bauch heraus – eine Lösung zu finden.

Überschreiten Sie dabei auch mal die Grenzen der Korrektheit? Kommt drauf an, was man unter korrekt versteht. Einmal rief mich eine Ärztin an, direkt auf meine Nummer hier. Ich sei doch zuständig für die städtischen Liegenschaften. Sie habe eine Patientin, die vor drei Monaten ihren Mann wegen einer Krankheit verloren habe und jetzt auch noch den Sohn bei einem Unfall. Die Frau hat von einer Freundin einen Hund geschenkt bekommen, quasi zum Trost und damit sie eine Tagesstruktur hat und nicht einfach im verdunkelten Wohnzimmer in ihrer Trauer versinkt. Der Hauswart entdeckte den Hund. Es gibt in der städtischen Liegenschaft ein klares, unmissverständliches Hundeverbot. Die Ärztin sagte mir: Wenn die Frau jetzt auch noch die Wohnung verliert oder den Hund, dann gibts eine Katastrophe. Ich sagte der Ärztin: Dann stellen Sie der Frau ein Rezept aus auf den Hund! Das Problem war in fünf Minuten gelöst.

Politisieren Frauen anders als Männer?

Primär sind alle in einem Regierungsamt, ob Mann oder Frau, Alphatiere – Leute also, die sich durchsetzen wollen mit ihren Ideen. Da sind Frauen und Männer gleich. Frauen haben eine andere Art zu streiten. Die Fights sind härter. Sie hinterlassen tiefere Wunden.

Männer streiten sanfter?

Die streiten wie Wölfe. Irgendwann gestehen sie sich ein: dumm gelaufen. Und der Wolf legt sich dann vor dem Rudel auf den

Rücken, was bedeutet: Ich bin unterlegen. Steht auf und reiht sich wieder ein. Er findet wieder einen Umgang. Bei den Frauen geht es länger, bis sie den Modus vivendi wiederhaben.

Haben Sie Querulanten?

Jeder Stadtrat hat zwei, drei Spezialkunden. Die tauchen periodisch auf, bei Vollmond etwa. Aber es ist ein Randphänomen. Stadträte brauchen jedenfalls kein Sicherheitspersonal.

Kürzlich sassen Sie mit Klaus Wowereit in einem Konzert. Der Bürgermeister von Berlin hatte vier Bodyguards bei sich. Sind Politiker in anderen Städten gefährdeter, oder ist das einfach eine Inszenierung von Wichtigkeit?
Ich vermute: beides. Aber vier Bodyguards mit Knarre im Halfter? In einem Konzertsaal? Das ist doch völlig bireweich. ●

MATHIAS NINCK ist
Redaktor des «Magazins».
mathias.ninck@dasmagazin.ch

Der Fotograf CHRISTIAN
GRUND lebt in Zürich.
www.christiangrund.ch

← | Blättern | →

↑ Top